

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 16

Artikel: Käthi, die Grossmutter
Autor: Gotthelf, Jeremias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Käthi, die Grossmutter

Von Jeremias Gotthelf

— Die Tage wurden kürzer; wer nicht mit den Hühnern zu Bette wollte, mußte die Lampe hervorsuchen. In andern Jahren hatte Käthi Del gehabt von ihrem Flachssamen; ach, und wie brannte das eigene Del so schön und hell; solches kriegte sie nie beim Krämer; wie teuer es auch war! Dieses Jahr hatte Käthi keinen Flachssamen, mußte zum Krämer gehen. Fleißige Weiber tun solche Gänge gegen Abend. Das Restchen Sonnenlicht reicht nicht zur Arbeit, ist aber vollkommen genügend zu einem kurzen Gange auf gewohntem Wege.

Als Käthi ins Dorf kam, sah sie viele Leute beisammenstehen; andere liefen fort, andere herbei; da war ein Reden und Händeverwerfen, daß es Käthi recht angst wurde. Feuer sah man keins; Krieg war nicht; vom Ausjagen der Obrigkeit war nicht die Rede gewesen, und doch mußte es etwas Wichtiges sein. Es werde ein Mann seine Frau halb tot geschlagen oder ein Pintenwirt sich gehängt haben; es werde für sie nichts Schlimmes sein; allweg werde es sie wenig angehen, dachte Käthi und wollte vorübergehen. Da riefen zehn Stimmen auf Käthi los: „Hast sie auch, hast sie auch?“ Käthi erschrak; „Herr Jesus, was soll ich haben?“ rief sie. „Die Erbdäpfelkrankheit, den Erbdäpfelpreßten“, rief es von allen Seiten. Sie fühlte nichts, sagte Käthi; sie sei eine alte Frau; aber arbeiten und essen möge sie gottlob. Keine Miene verzog sich ob dieser Antwort. „Nicht am Menschen ist die Krankheit, sondern an den Erbdäpfeln. Sind deine Stauden nicht auch schwarz und stinken schrecklich?“ rief's von allen Seiten. „Weiß nichts“, sagte Käthi. „Habe sie seit einigen Tagen nicht gesehen. Aber es wird nicht sein; bin eine alte Frau und habe von solcher Krankheit nie gehört.“ Da sagte ihr eine Bekannte, die Zeitungen hätten schon lange davon gestürmt; aber man habe sich indeffen nicht viel gedacht und geachtet, das sei gerade so wie das andere Gestürme, wo das Halbe nicht wahr sei und das andere Halbe gelogen. Aber jetzt sei die Krankheit da, kein Mensch wisse woher. Schwarz wie

ein Leichentuch seien alle Aecker; es sei eine grausame Pestilenz. „Die Erbdäpfel haben Pestilenzflecken, und wer davon is, Mensch oder Vieh, muß sterben. Denke, o Käthi, was soll man essen bis das andere Jahr?“ Von allen Seiten her kamen mehr und mehr Menschen, brachten von allen Seiten her Bericht, daß die Pestilenz auch bei ihnen sei, alles schwarz. Niemand weinte; aber Ratlosigkeit lag auf allen Gesichtern. Es war ein Donner Schlag aus hellem Himmel; in Angst, wie versteinert standen die Menschen, wie das Vöglein vor der Schlange versteinert, deren Beute es im nächsten Augenblicke werden wird.

Auch Käthi war wie vom Schlage gerührt, vermochte kaum die zitternden Glieder zum Krämer zu schleppen; die Krämerin konnte kaum das Del ausmessen, so zitterten ihr die Hände. Es wird nicht sein; es kann nicht sein; so wird unser Herrgott uns doch nicht heimsuchen, seufzten beide. Aber wie in heißen Fiebern kein Trank den Durst löscht, so stillte kein Seufzen ihr Bangen. Die Angst zog Käthi heim; die zitternden Beine wollten nicht fort; der Atem stockte in der gepreßten Brust; stillestehen, absetzen mußte Käthi manchmal, ehe sie zu ihren Erbdäpfeln kam. Es war Nacht geworden, mondlos der Himmel; an demselben glitzerten viele Sterne, und doch war es finster auf Erden, ungefähr wie es bei vielem Wissen doch dunkel bleibt in der Seele. An den Erbdäpfeln war nichts zu sehen, wie Käthi auch die Augen anstrengen mochte. In der Ungewißheit bleiben eine liebe Nacht durch konnte Käthi nicht. Sie ging heim, zündete die Lampe an, stellte sie in ein Laternchen und eilte wieder den Erbdäpfeln zu, hindreins Johannesli, der wissen wollte, was das gebe, und immer lauter schrie, je weniger die Großmutter den Atem fand zu gehöriger Auskunft.

Gebeugt leuchtete Käthi in den Erbdäpfeln herum; hindreins schrie immer lauter Johannesli. Wer aus einiger Ferne das wackelnde Licht gesehen, des Kindes Geschrei gehört hätte, würde wahrscheinlich geglaubt haben, da spuke

es; entweder habe ein böser Geist ein Kind geraubt und fahre damit von dannen, oder einer wolle einen Schatz heben und suche die Stelle, wo er zur Gehung desselben das Blut eines Kindes vergießen müsse. Jetzt sah Rätli im Lampenscheine die grause, schwarze Pestilenz an allen ihren Erdäpfeln, und es war ihr, als werde, je mehr sie zünde, die Pestilenz immer schwärzer und grauiger. Da überwältigte der Jammer die alte Frau. Sie setzte sich an die Furche und weinte bitterlich, und Johannesli setzte sich neben sie und weinte noch bitterlicher, aber nicht wegen den Erdäpfeln, sondern weil die Großmutter so bitterlich weinte und ihm nicht sagen wollte, warum.

— — Ein Gott kann der Mensch nicht werden, bloß ein Götz; einen solchen nimmt jeder Wind; ein Kind soll er werden, ein lieb gut Kind; solchen gehört das Himmelreich. Und wenn die Nacht kommt und noch dazu der Sturm, der Blitz über die Erde zuckt, das Haus in Donner hebt, da hebt auch jedes Kind; schaurig rieselt es ihm durch die Glieder, und eben in diesem Zittern sucht es den Vater, klammert sich an ihm fest, und dann noch zittert es lange fort, und lange geht's, bis es zum Bewußtsein sich erholt, daß es unter des Vaters Schutze sicher sei, und keine Macht und keine Kreatur es von dessen Liebe scheiden könne. Und wie lange einer hebt, und wie stark der Sturm ist, in dem er hebt, und wie groß die Gefahr ist, unter welcher er hebt, alles dies zu wägen und daraus auf die Größe des Vertrauens zu schließen, dafür hat der Mensch weder Wage noch Urtheil; beide hat sich Gott vorbehalten. Die arme alte Frau, welche lebend und zitternd am vergifteten Meßerlein sitzt, dessen Ertrag wenige Taler beträgt, ist vielleicht vor Gott doch viel stärker im Vertrauen als der Handelsmann, der kaltblütig zerfahrenen Millionen nachsieht, der König, der um einen umgestürzten Thron, der Schultheiß, der um einen eingebrochenen Sessel flennt.

Dieser Gott nun, der für solche Dinge allein die rechte Waage hat, wenn auch keine obrigkeitlich gestempelte, der sah die arme Rätli weinen und wußte, wie lange sie weinte; sie wußte es nicht. Neben ihr war Johannesli eingeschlafen, das Lämpchen erloschen; sie hatte es nicht be-

merkt. Allgemach rieselte es ihr kalt durch die Glieder; ein kühler Wind weckte sie aus ihrem Weinen und Sinnen. Tiefe Nacht war ringsum, kein Licht flimmerte mehr im Dorfe, in tiefem Schläfe schien alles Leben begraben; aber klar glänzten am dunkeln Himmel die Sterne. Es kam Rätli wunderbar ins Herz. Es ward ihr, als sei sie mit Gott allein, und nicht im engen Kämmerlein, sondern in seiner unendlichen Weltenkammer; und er öffne ihr alle Geheimnisse der Natur und zeige ihr alle Geschöpfe, die da in den Wassern sind und in der Erde kriechen, unter dem Himmel fliegen und rennen, für welche er Sorge tagtäglich; und er rolle vor ihr die Jahrtausende auf und zeige ihr, wie er mit väterlicher Hand alles geleitet bis auf diesen Tag, und der Zufall nichts gemacht habe, weder Regen noch Dürre, weder Laub noch Gras, weder Gesundheit noch Krankheit, weder fruchtbare noch unfruchtbare Jahre. Und als er ihr alles gezeigt habe, da nehme er Rätli ihr Herz aus der Brust, falte es auseinander, weit, weit, und suche darin und sehe Rätli an, als ob er fragen wolle: „Rätli, und wo ist dein Vertrauen?“ Da ward es ihr heiß, und ihr Kopf brannte ihr, und ihre siebenzig Jahre standen vor ihr, und in jedem Jahre sah sie Gottes Hand mächtig über sich, sah sich sichtbarlich so manchmal von Gott gerettet, und trotzdem kein Vertrauen, und wie sie doch bei jeder neuen Drangsal die alte Hilfe vergessen, in der neuen Not gewimmert habe, als wäre es die erste, und wüßte sie von keinem Helfer. Jetzt sei wieder so eine Not da, eine nie erlebte zwar; aber jede Not sei einmal zuerst gewesen, und über jede Not sei der alte Gott mächtig gewesen; warum sollte er es nicht auch über diese sein? Siebenzig Jahre sei sie alt und so nahe der letzten Not, welche über jeden Menschen auch nur einmal komme; wie es ihr dann ergehen werde, wenn da auch kein Vertrauen sei, der Herr ihr Herz auseinander falte und sie ansehe, fragend: „Rätli, und das Vertrauen?“ Rätli kam sich vor wie eine der fünf törichten Jungfrauen, welche kein Öl in ihren Lampen hatten, als der Bräutigam kam. Sie weinte, daß die Ergebung nicht bei ihr eintreten wolle, welche mit Hiob sage: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen,

der Name des Herrn sei gelobt“; das Zagen nicht aufhören, das Beten nicht kommen wollen: „Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst.“

Als Rätli so weinte, ward es ihr nach und nach heller im Gemüte; es schien ihr, Gott ver-gebe ihr das Wanken, weil es doch kein Abfall sei und sie sich aufrichte und ihn zu ergreifen suche, und weil sie das könne, sei sie doch unendlich viel besser daran ohne Erdäpfel mit Gott im Herzen, als andere Menschen mit viel Erdäpfeln, aber ohne Gott im Herzen. Nun wolle sie ihn aber auch behalten, dachte sie, damit, wenn die letzte Not komme, er drinnen sei; vielleicht, daß dann keine Zeit wäre, ihn lange zu suchen. Da regte sich Johannesli im Schlafe, mahnte

Rätli an sein Dasein. Da erschraf Rätli gar sehr, begann laut zu reden und sagte: „Ei aber nein, du arm's Tröpfli, habe ich dich so ganz vergessen hier in Tau und Nachtlust; wenn das arme Büblein nur keinen Schaden nimmt. Hab' ich dich vergessen, und wie würde es dir erst gehen, wenn du kein Großmüetti hättest, das noch an dich denkt? Keinen Menschen hättest du, der deiner sich annehmen würde; ganz verlassen wärest du, du arm's Tröpfli! Ja, weiß Gott, wenn ich sterben sollte, es wüßte kein Mensch, wie es dir erginge!“ So kummernd trug Rätli ihr Johannesli heim und kümmerte noch daheim sich lange um ihn, daß sie fast nicht schlafen konnte.

Das Pfingstfest auf dem San Giorgio

Kein Tag im Jahr wird von den Bewohnern des Mendrisiotto, besonders der Ortschaften Besazio, Arzo und Meride mit solchen Ungeduld erwartet, wie der Pfingstsonntag. Wochen vorher werden bereits Wetten für das Wetter abgeschlossen und die Festtagskleider zurechtgemacht. Wandert man am Pfingstsonntag durch diese Ortschaften, so erblickt man nur Säuglinge oder alte Männlein und Weiblein, die sich mühsam am Stock vorwärts bewegen. Es scheint alles wie ausgestorben zu sein.

Um drei Uhr morgens am Pfingstmontag hingegen erhebt sich in den engen Gassen der Ortschaften ein Lärm, der aus Schritten, Wagentgerassel, Autohupen und dem Reden und Singen einer vielköpfigen Menge zusammen-gesetzt ist. Eine lange Karawane zieht sich auf der breiten Fahrstraße in Richtung zum Monte San Giorgio hinauf. Männlein und Weiblein, Knaben und Mädchen, alle mit Rucksäcken oder Paketen beladen, Maulesel, die dickbäuchigen Fässer rechts und links aufgebastet haben. Die Kinder haben die Hände voller Blumen: weiße, rote und rosarote Pfingstrosen. Alle streben dem gleichen Ziele zu: dem Gipfel des Monte San Giorgio, der den Luganer See jenseits der Brücke von Melide, nach Morcote zu, beherrscht.

Der Monte San Giorgio ist nach dem Gene-

roso der höchste Berg des Mendrisiotto. Er liegt eingebettet zwischen dem Seearm von Morcote und Capolago, und man sieht ihn, wenn man mit der Bahn oder dem Wagen über die Brücke von Melide fährt. Bis zur Kuppe hinauf ist er bewaldet.

Etwas mehr als zwei Stunden dauert die Wanderung. Ein dichter Kastanien- und Buchenwald zieht sich fast bis zum Gipfel hinauf, dessen einziges Bauwerk eine kleine Kapelle ist. Das Glöcklein ruft zur Frühmesse. Einmal im Jahr und zwar am Pfingstsonntagmorgen wird hier eine Messe gehalten. Der Pfarrer von Melide ist mit hinaufgestiegen, und in wenigen Minuten ist der Altar mit den mitgebrachten Pfingstrosen festlich geschmückt. Die Kapelle faßt natürlich nicht die vielen hundert Menschen, die sich hier oben eingefunden haben. Die alte, wurmfressige Tür, die kaum mehr in den Angeln sitzt, bleibt offen, und ringsum steht oder lagert sich die andächtige Menge. Das Innere sieht etwas merkwürdig aus. Es dient nämlich den Hirten, die ihre Herden hier oben weiden, als Uebernachtungsstätte, und auch mancher Bergwanderer, der, vom Unwetter überrascht den Abstieg ins Tal nicht mehr wagen wollte, hat hier übernachtet. So stehen hoch aufgerichtet an der Wand, einige Feldbettstellen mit Strohsäcken.